

26. 9. 1928



Evang. Gemeindeblatt für Stadt u. Landkreis Elbing

Verlagspostanstalt:
Heiligenbeil Ostpr

Herausgeber:
Evang. Volksbund

Waffen des Lichts für jeden Tag.

- Sonntag:** Das ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken und lobjungen Deinem Namen, du Höchster. Ps. 92, 2.
- Montag:** Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde. Ps. 50, 13.
- Dienstag:** Wer Dank opfert, der preiset Mich, und das ist der Weg, daß ich Ihn zeige das Heil Gottes. Ps. 50, 23.
- Mittwoch:** Wer bin ich, Herr Herr, und was ist mein Haus, daß Du mich bis hieher gebracht hast. 2. Samuel. 7, 18.
- Donnerstag:** Dir will ich Dank opfern und des Herrn Namen predigen. Ich will meine Gelübde dem Herrn bezahlen vor all Seinem Volk. Ps. 116, 17 u. 18.
- Freitag:** Gebet sei der Herr täglich. Gott legt uns eine Last auf, aber Er hilft uns auch. Ps. 68, 20.
- Sonabend:** Du aber, Herr, wollest Deine Barmherzigkeit von mir nicht wenden; laß Deine Güte und Treue allewege mich behüten. Ps. 40, 12.

Ein Lied vom Danken.

Klag' nicht gleich, nein, danke oft!
Geht's auch nicht, wie du gehofft,
bleibt doch viel zu danken.
Gottes Lieb' ist groß und reich,
siehst du's auch nicht immer gleich,
sie hat keine Schranken.

Danken breitet Sonne aus,
drinnen in dem ganzen Haus,
draußen weit im Leben.
Danken hält die Seele frisch,
Danken deckt dir manchen Tisch.
Danken — laß dir's geben.

Der dir gab sein eigen Blut,
der dir lauter Gutes tut,
dank' ihm ohne Schranken!
Gottes Lieb' ist groß und reich,
danke viel und klag' nicht gleich!
Immer — immer danken!

(Aus dem Neuträchner Abreißkalender 1928.)

Bergiß das Beste nicht!

Jesus aber antwortete und sprach: Sind ihrer nicht zehn rein geworden? Wo sind aber die neun? Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte und gäbe Gott die Ehre, denn dieser Fremdling?
(Luf. 17, 17—18.)

Gott anrufen in der Not, Ihn bitten um allerlei gute Gaben und allerlei Bedarf des Lebens, das bringt mancher noch wohl fertig. Aber wenn sichs ums Danken handelt, da muß der Herr noch immer klagen und fragen: „Wo sind aber die Neune?“ Wenn die Wetter über den Häuptern stehen, wenn die Donner ineinander rollen, wenn Blitz auf

Blitz herniederzuckt, dann nimmt wohl mancher noch das Gesangbuch her und faltet die Hände und beugt das Knie. Wenn aber die Wetter dann gnädig vorübergezogen und die Sonne wieder durchbricht durch die Wolken — wo bleibt da der Dank? Wenn dein Liebstes krank darniederliegt, der Atem geht schwer, die Stirn ist so heiß, die Augen gläsern, die Lippen brennen und sind so trocken — nicht wahr, dann kannst du rufen: „Hilf, o Herr, hilf!“ Aber wenn der Herr dein Gebet erhört und die Todesnot ist gewichen — wo bleibt da der Dank? Wenns knapp hergeht im Haus, wenns gilt, von der Hand in den Mund zu leben und in teurer Zeit die Kinder schreien nach Brot, dann gibts noch einen Betaltar im Hause. Wenn Gott aber die Scheunen füllt und die Früchte des Feldes eingeerntet sind, steigt dann auch noch der Weihrauch des Gebets? Ja, unsere Väter hatten wohl recht mit ihrem Sprichwort und Klagewort: „Ach, wie ist doch der Himmel so hoch, die Welt so weit und der Undank so groß!“

Danken heißt der Wohltat gedenken und solches beweisen in Wort und Werk. Luther meinte, wenn Gott nur alle Jahre einmal die Sonne aufgehen ließe, so würde man ein Freuden- und Dankesfest feiern; weil es aber alle Tage geschehe, denke kein Mensch darüber nach. Hat er nicht recht? Und wie viel Ursache hast du zum Danken! Als Adolf Monod viele Wochen und Monate auf dem Krankenlager zubrachte, sagte er einmal zu den Seinen: „Vielleicht habt ihr darüber nie nachgedacht, welche eine Gnade es ist, einen Fuß vor den andern setzen zu dürfen, von einer Straße zur andern, ja selbst nur von einem Zimmer zum andern ohne Schmerzen gehen zu können; oder welche Gnade es ist, wenn man müde geworden, auf einer Seite zu liegen, sich dann wenden und ohne Schmerzen eine andere Stellung einnehmen kann; oder welche Gnade es ist, essen zu dürfen ohne zu leiden, ohne Anstrengung schreiben und arbeiten zu können; — das alles hab ich 53 Jahre lang tun dürfen, ohne es in seinem ganzen Wert zu erkennen; heute weiß ich es zu schätzen, und ich wünschte, daß ihr es an mir bemerktet und Gott dafür danktet. Noch einmal: welche Gnade ist's, eine Nacht hindurch schlafen zu können, an seinen Körper gar nicht denken zu dürfen, ebenso als hätte man keinen!“ — Hat er nicht recht und ist solche Gnade des Dankens nicht wert?

Wo Gottes Liebe im Herzen wohnt, da bleiben Lob und Dank nicht aus. Je mehr Lob und Dank, desto mehr Frieden, desto mehr Freude. Wer dankt, erfährt die Wahrheit des Worts: „Es ist ein köstlich Ding, dem Herrn zu danken.“

Rechter Dank aber wirkt sich nicht nur im Gebet und im Lobpreis Gottes aus. „Der dankt nach Gottes Willen, der gegen Gott in Liebe brennt; er kann die Gut nicht stillen, bis sie sich auch zum Nächsten wend't!“ Lasset uns Gutes tun und nicht müde werden, denn zu

seiner Zeit werden wir auch ernten ohne Aufhören (Gal. 6, 9). Für rechtes Wohltun aber wollen wir folgende Grundsätze beherzigen:

Rede nicht viel Worte, sondern hilf mit der Tat!

Gib freudig und zeige nicht, wenn deine Gabe dir selber etwas nimmt.

Wenn du helfen kannst, so hilf heute und nicht morgen, denn morgen ist vielleicht nicht nur seine, sondern auch deine Stunde dahin.

Vergiß nicht, daß ein Wort der Liebe eine arme Gabe schmückt, aber eine kalte Rede reiches Wohltun arm macht.

Laß dich nicht erbittern! Denn du gibst nicht um deinetwillen, auch nicht um der Armen willen, sondern um Gottes willen.

Die Liebe höret nimmer auf! So höre auch nie auf, die Aermsten deiner Brüder zu lieben.

Michael Meyenburg.

Von Paul Schreckenbach.

(Nachdruck verboten.) II. Kapitel.

Etwas eine Stunde lang mochte Meyenburg in dieser Nacht geschlafen haben, gewiegt in sehr angenehme Träume, die sich alle um die wiedergefundene Geliebte rankten, als er plötzlich aus dem Schlummer emporfuhr. Ein greller Lichtschein hatte sein Gesicht getroffen und ihn geweckt. Vor seinem Bette stand der Stadthauptmann Hans von Bodungen mit drei bewaffneten Knechten und gebot ihm, sogleich sich anzukleiden und ihm zu folgen in des Rates Gefängnis.

„Was zum Teufel wollt Ihr von mir?“ rief Meyenburg unwirsch. „Kommt Ihr wegen der Nonne, die ich entführt habe? So wisset, der Bürgermeister hat mich selber ins Kloster gewiesen. Da sollt ich sie mir holen.“

„Ihr seid beschuldigt, einen Tumult angestiftet zu haben“, erwiderte Bodungen unwirsch. „Das Brückenkloster ist verwüstet und ausgeraubt.“

„Das fällt mir nicht zur Last!“ rief Meyenburg erbost dazwischen.

„Wem es zur Last fällt, wird sich zeigen. Es zu untersuchen ist nicht meines Amtes. Ich soll Euch gefänglich einziehen, und das tue ich, und ich rate Euch, sperrt und sträubt Euch nicht, denn das geschähe Euch zum Schaden. Ich müßt Euch binden lassen.“

Meyenburg sprang aus dem Bette und warf sich in seine Kleider. Das Schwert mitzunehmen ward ihm verwehrt, doch erlaubte man ihm, ohne Fesseln durch die schlafende Stadt zu gehen, in der jetzt kein Mensch mehr auf der Straße zu sehen war. Als er am Rathause angekommen war, führte man ihn nicht, wie er gefürchtet hatte, in die unterirdischen Räume hinab, sondern in ein mittelgroßes Gemach, das über dem großen SitzungsSaale gelegen war.

„Es ist des Rates ritterliches Gefängnis“, sagte Bodungen. „Ich kann Euch nur dann hierlassen, wenn Ihr gelobt, keinen Versuch des Entweichens zu machen.“

„Ich gelobe es!“ erwiderte Meyenburg und setzte schroff hinzu: „Ich protestiere gegen die Gewalttat und gegen das Mühlhäuser Gericht, dem ich nicht unterstehe.“

„Ob es eine Gewalttat ist, daß wir Euch einsperren, oder die Sühne einer Gewalttat, das wird sich finden“, gab Bodungen mit einem kurzen Lachen zur Antwort. „Und danket Gott, Freund, wenn Ihr unter Mühlhäuser Gericht bleibt. Der Rat könnte Euch auch dem Gerichte Georgs von Sachsen übergeben. Da wäret Ihr übel dran.“

Meyenburg erschrak, aber er versetzte trozig: „Sollten die Bürger einer freien Reichsstadt den Syndikus ihrer Nachbarstadt ausliefern an eines Fürsten Gericht, statt ihn heimzuführen, daß seine Stadtväter ihn richten?“

„Bei den jetzigen Zeitläuften ist alles möglich. Vielleicht ist der Rat froh, daß er die Verwüstung des Klosters auf einen wälzen kann, der nicht ein Mühlhäuser ist. Denn greift er hier einen, so predigen die Propheten, und das Volk steht auf, und es geht dem Rate an den Kragen. Wisset, Herr, Eure Einlagerung ist der letzte Dienst, den ich denen von Mühlhausen leiste. Morgen kündige ich dem Rate und bitte um Urlaub und ziehe ab. Ich habe es satt, den Hanswurst dieser Leute zu spielen. Gehabt Euch wohl, und schlaft so gut Ihr könnt.“

Damit hob er sich von dannen und ließ Meyenburg in schweren Gedanken zurück. Was der alte Haudegen gesagt hatte, dem die verworrene Wirtshaft hier zum Ueberdruß geworden war, versetzte ihn in starke Unruhe. Vielleicht ließ ihn wirklich der Rat heimlich zum Schöpfer des Herzogs, dem Ritter Sittich von Berlepsch auf Seebach schaffen, und der gab ihn an seinen Herrn weiter. Dann wartete seiner ein ungnädiges Gericht. Er wurde wohl gar als Anhänger der Propheten angesehen, deren Treiben ihm so zuwider war.

Mit der höchsten Ungeduld erwartete er den Morgen, denn er hoffte, daß man ihn dann sofort vernehmen würde. Aber als der Morgen heraufgezogen war, erschien ein alter, mürrischer Schließer, der ihm ein Stück Brot und ein dünnes Süpplein brachte, sonst niemand. Das wurde ihm durch ein Schiebefenster in der Tür hineingereicht, und der Alte ließ sich auf keine Unterhaltung ein. Am Mittag ging es genau so, und am Abend kam er mit etwas reichlicherer Kost und einem Krüge Bier. Der ganze Tag war dahingegangen, die Nacht kam heran, und niemandem war es eingefallen, sich um den Gefangenen zu kümmern. Der mochte rasen und toben und an der Schelle reißen, die an der Wand hing, bis ihm der Griff in der Hand blieb, er wurde nicht vorgefordert und konnte sich nicht rechtfertigen, und so erging es ihm auch am folgenden und am übernächsten Tage. Es schien, als habe ihn die Welt vergesessen. Auch durch die Fenster konnte er sich nicht bemerkbar machen, denn das waren kleine, enge Löcher hoch über dem Estrichboden in der Nähe der Decke, zu denen er kaum emporlangen konnte.

Wie ein gefangenes Raubtier rannte er zuweilen stundenlang in seinem Kerker auf und nieder, und dann saß er wieder stundenlang auf seinem harten Holzlager in der tiefsten Niedergeschlagenheit. Was war aus Ursula geworden? War sie noch in Lamhardts Hause oder hatte sie der Rat ins Kloster zurückbringen lassen? Oder hatte er sie aus der Stadt entlassen in ein benachbartes Kloster? Und was mochten die Nordhäuser davon denken, daß er nicht wieder nach Hause zurückkehrte, wo er doch so dringend nötig war? Vielleicht erwachsen seiner Stadt erhebliche Angelegenheiten aus dem Abenteuer, das er auf eigene Hand unternommen hatte. Er ging ernstlich mit sich ins Gericht und konnte sich nicht von aller Schuld freisprechen. Ohne Zweifel hätte er dem Bürgermeister sagen müssen, daß er nicht nur nach Mühlhausen gehen wollte, um dort die Absichten der Aufrührerpropheten zu erkunden, sondern auch noch aus einem anderen Grunde. Aber dann würde ihm Herr Conrad Ernst die Fahrt schwerlich erlauben haben, und doch mußte er sie unternehmen, denn Ursula mußte befreit werden. Aber war sie denn frei? War nicht vielleicht alles, was er getan hatte, vergeblich gewesen?

So gingen seine Gedanken immer wieder in demselben Kreise und quälten und marterten seine Seele, daß er fast in Verzweiflung verfiel, und nur im Gebet fand er Trost und Beruhigung.

Endlich, am vierten Morgen, schlug die Stunde seiner Befreiung.

Trotz seiner Abgeschlossenheit von der Welt hatte er schon in der Nacht gemerkt, daß sich in der Stadt etwas Besonderes ereignen müsse. Denn vor dem Rathause wurde es nicht einen Augenblick stille, ein Rufen und Schreien, das manchmal zum Gebrüll anschwoh, drang zu ihm herauf. Es mußte eine gewaltige Volksmenge dort unten versammelt sein, und sie schien nicht gerade ein Werk des Friedens zu betreiben.

Gegen Tagesanbruch legte sich der Sturm. Dann brach mit einem Male ein lautes, anhaltendes Jubelgeschrei aus tausend Kehlen hervor, worauf es ganz stille wurde.

Es blieb dem Gefangenen nicht lange Zeit, darüber nachzugrübeln, was das wohl zu bedeuten habe. Denn bald nahnten sich Schritte seinem Gemache, nicht die leisen, schlürfenden des alten Schließers, sondern die kräftiger Männer, und als die Tür aufging, stand Lamhardt auf der Schwelle, hinter ihm standen zwei Bürger, die Meyenburg nicht kannte.

„Komm heraus, Freund, du bist frei!“ rief der Ratsherr und streckte ihm die Hand entgegen. „Die Tyrannen liegen am Boden, zum wenigsten die in unserer Stadt.“

Komm herunter mit mir in den Saal, wo der neue Rat beisammen ist."

"Der neue Rat? Was heißt das? Und wo ist Ursula?" rief Meyenburg.

Lamhardt lachte. „Das heißt: wir haben den alten Rat gestürzt und einen neuen gewählt. Von denen, die im alten Räte waren, sind nur zwei im neuen, darunter ich. Und deine Ursula ist in meinem Hause, wohin du sie gebracht hattest, und weint viel und sorgt und grämt sich um dich. Eile dich, daß du sie wieder lachen machst!“

Meyenburg war es zumute, als würde ihm mit einem Male eine Last abgenommen, unter der er kaum noch hatte atmen können. Seine Augen füllten sich mit Tränen, und er fiel dem Ratsherrn, der ihm noch vor einigen Tagen als ein rechter Narr erschienen war, in seiner freudigen Erregung um den Hals. „Ich danke dir, Lamhardt!“ rief er. „Ich werde dir das nie vergessen. Ja, ich will sofort zu ihr!“ „Gemach, Freund. Nicht so hitzig!“ lachte Lamhardt. „Erst höre, was dir der neue Rat zu sagen hat.“

Meyenburg hatte schon manchmal als Beauftragter seiner Stadt in der Mühlhäuser Ratsstube gestanden und hatte die Herren vom Räte der alten Stadtgeschlechter alle gekannt. Jetzt blickte er in lauter fremde Gesichter, und er sagte sich heimlich, daß sie nicht klügere und vertrauenerweckendere Züge trugen als die der früheren Ratsherren. Vielmehr wollte es ihm bedünken, als er sie schnell musternd überflog, als sei zum Teil ein sehr verdächtiges Gesindel ans Regiment der freien Reichsstadt gelangt. Die meisten mochten wohl Schuster und Schneider sein, einige waren Gastwirte, Besitzer kleiner Bierstuben, in denen der Umsturz des alten Rates beschlossen und durchgeführt worden war. Auf dem Bürgermeisterstuhl rälkelte sich ein langer, hagerer Mann mit kohlschwarzem, kurzem Bart und bürfenformig emporstehenden Haar. Er war das neue Oberhaupt der Stadt, Herr Sebastian Künemund, seines Zeichens ein Fleischhauer. In seinem Aeußeren war er das genaue Gegenstück seines behäbigen Vorgängers, aber eines schien er mit ihm gemein zu haben: er redete nicht selbst, woran er vielleicht auch sehr klug tat, sondern ließ für sich den an seiner Seite sitzenden Doktor von Otthera reden. Der kluge, geschmeidige Mann saß mit der gleichgültigsten Miene da, als habe sich von gestern auf heute gar nichts ereignet.

Meyenburg stand ihm an Klugheit nicht nach, er fand sich sofort in die Lage. Mit einer tiefen Verbeugung begrüßte er die beiden Handwerker, die durch die Gunst ihrer Genossen auf die Ratsstühle erhöht worden waren, und schmeichelte ihnen dadurch nicht wenig, denn sie waren dessen noch ungewohnt. Dann erwartete er eine Anrede, aber sie blieb aus, denn der Bürgermeister wußte offenbar nicht, was er sagen sollte.

„Die Herren Bürgermeister und Rat haben mich vorgeschordert“, begann endlich Meyenburg, und nun fiel ihm Künemund in die Rede: „Zawohl — wir wollten — unser Freund Lamhardt — es ist an Euch vom alten Räte — Herr Doktor, sagt ihm, was wir ihm sagen wollen. Ihr versteht die Worte besser zu setzen denn ich.“

Otthera erhob sich und sagte in verbindlichstem Tone: „Unser Herr Bürgermeister wollte sagen: der alte Rat hat an Euch eine Gewalttat begangen, die der neue Rat mißbilligt. Wenn das Klosterleben wider Gottes Gebot ist, so kann die Wegführung einer Nonne aus der Klausur nicht von denen bestraft werden, deren Richtschnur Gottes Wille ist. Vielmehr ist eine solche Tat zu loben. Daß aber das Brückenloster zu Schaden gekommen ist, fällt Euch gar nicht zur Last. Der neue Rat läßt Euch deshalb frei und fordert nur von Euch, daß Ihr gelobt, an der Stadt Mühlhausen Euch nicht zu rächen für das, was jene Leute Euch getan. Hier ist die Urfehdeurkunde. Wenn ihr klug seid, unterschreibt Ihr sie auf der Stelle, ohn' alle Weiterung und Verzug.“

„Ich begehre keine Rache. Die Leute sind genug gestraft“, erwiderte Meyenburg, trat an den Tisch heran und nahm aus Ottheras Hand die Feder, mit der er seinen Namen auf das Schriftstück setzte.

Dann fuhr Otthera fort, so geläufig, als ob er seine Rede ablese: „Es tut dem neuen Räte von Herzen leid, daß dem Syndikus der Stadt, die uns benachbart ist und mit der wir im Frieden leben möchten, eine solche Kränkung und Unbill bei uns geschehen ist. Darum wird er Euch

einen Wagen stellen und zwei Knechte der Stadt und wird Euch lassen heimfahren, auf daß die Nordhäuser unseren guten Willen mögen erkennen.“

Meyenburg verneigte sich zum zweiten Male. „Ich danke den Herren“, sagte er. „Aber erlaubt mir noch die Frage: Ist's mir gestattet, die Jungfrau mitzunehmen, die ich aus dem Kloster entführt habe?“

„Das versteht sich von selber. Die Jungfrau mag gehen, wohin sie Lust hat!“ rief Lamhardt dazwischen. „Nicht wahr, Herr Künemund?“

„Zawohl!“ entgegnete der Bürgermeister. „Meint Ihr auch, Herr Doktor?“

„Warum sollten wir sie halten? Doch mag sie einen Revers unterschreiben, daß sie keine Forderung will an die Stadt stellen, wenn etwa ihr eingebrachtes Gut sollte zu Schaden gekommen oder verloren sein bei der Plünderung des Klosters. Nicht wahr, Herr Bürgermeister?“

„Zawohl. Sie mag einen — solch ein Ding unterschreiben. Dann laßt sie laufen!“ polterte Künemund. „Wo habt Ihr sie?“

„Im Hause des Herrn Rats Herrn Lamhardt.“

„Dann wartet eine kleine Weile, Herr Lamhardt. Ich schreibe Euch in Eile den Revers“, sagte Otthera, und seine Feder flog über das Papier. „So, hier ist er. Und Euch, Herr Kollege aus Nordhausen, viel Glück auf den Weg und für Eure Ehe! Denn mit einer Trauung wird das Abenteuer doch wohl enden? Es liegt jetzt in der Luft. Auch Doktor Karlstadt hat sich ein Männlein heimgeführt.“

„Ich hoffe in der Tat, daß sie bald mein Weib sein wird“, erwiderte Meyenburg lächelnd.

„Wo ist sie denn her? Hat sie noch Unverwandte?“ fragte teilnahmsvoll ein wohlbeleibter Ratsherr.

„Sie hat einen alten Vetter in Gotha und eine Muhme in Erfurt. Ihr Vater und ihre Mutter sind tot.“

„Herr!“ rief da der Wirt, fast begeistert von seinem klugen Einsinn, „wenn sie denn also ohne Anhang ist, so tretet doch sogleich mit ihr in den Ring und kehrt als Ehemann nach Nordhausen zurück. Lasset Euch mit ihr zusammengeben durch unseren Prediger. Es wird Euch Zeit Eures Lebens und noch Euren Kindern eine absonderliche Erinnerung sein, daß Herr Thomas Münzer Eure Ehe eingegnet hat. Und das Bier und den Wein, alles, was Ihr essen und trinken wollt, das findet Ihr bei mir. Ich bin der Wirt „Zum weißen Lamm!“

Ein großer Teil der hochedeln Ratsmänner schrie lärmend Beifall, und Meyenburg schoß der Gedanke durch den Kopf, der Vorschlag sei gar nicht so uneben und wohl zu erwägen. Aber gleich darauf verwarf er ihn wieder, denn so sehr ihn die Aussicht auf den sofortigen Besitz der Geliebten lockte, so glaubte er doch nicht, daß Ursula zu der schnellen Hochzeit freudig bereit sein werde. Sie wäre ja auch im vollen Rechte gewesen, wenn sie sich dagegen gesträubt hätte. Denn sie waren einander fremd geworden in den Jahren der Trennung und mußten sich erst wieder gegenseitig kennenlernen. Auch wollte er nun und nimmermehr, daß seine Ehe von dem Propheten eingegnet werde, denn der Mensch war in seinen Augen ein verderblicher Verführer des Volkes, ein wahnsinniger, halbzerrörter Geist, der früher oder später ein elendes Ende finden mußte.

Er wollte eben dem begeisterten Wirt „Zum weißen Lamm“ die Ablehnung seines wohlgemeinten Rates aussprechen und suchte nach besonders vorsichtigen Worten, damit er ihn und seine Genossen nicht reize, da kam ihm ein anderer Ratsherr zu Hilfe. Der sprang auf, und mit einem höchst unwilligen Blicke nach seinem Voredner rief er laut: „Dazu paßt mir weit besser meine Schenke „Zum braunen Bären“. Bier und Wein sind da nicht schlechter, und wer die besten Bratwürste hat in Mühlhausen, das weiß ein jeder. Aber es gibt Leute, die können den Hals nicht voll kriegen.“

Auch er fand Beifall, aber auch sehr heftige Gegenrede, und es brach ein erbitterter Wortstreit aus zwischen den beiden schenkenbesitzenden Ratsherren und ihrem beiderseitigen Anhang. Diese Gelegenheit benutzte Meyenburg, sich mit einer Verbeugung und einem Händedruck von Otthera und dem Bürgermeister zu empfehlen und den Saal zu verlassen. Lamhardt folgte ihm und geleitete ihn bis zu seinem nicht weit entfernten Hause. Dann kehrte er

nach dem Rathause zurück, ließ sich aber zuvor von seinem Gastfreunde versprechen, daß er seine Braut zur Unterzeichnung der Urkunde bewegen werde. (Fortf. folgt.)

Die Wolken Palästinas.

Wolken sind irdische Gebilde, Sammlungen feinsten Wassertropfchen oder Wasserdampfbläschen, die in dem Luftmeer schweben, das unsere Erde wie ein dünner Mantel umgibt. Die höchsten von ihnen sind kaum zehn Kilometer vom Erdboden entfernt, also so weit wie das Syrische Waisenhaus von Bethlehem, das man im Kraftwagen in zehn Minuten erreichen kann. Und doch haben sie für uns etwas Himmlisches, wenn wir zu ihnen aufschauen, wie sie in scheinbar unermeßlichen Fernen hoch über uns, oft wie eine weiße Lämmerherde, dahinschweben auf Pfaden, die noch nie ein Menschenfuß betrat.

Sie gehören zu den schönsten Geschöpfen, die aus Gottes Meisterhand hervorgegangen sind. Unberührt vom Staub der Erde, der uns umwirbelt, erfreuen sie nicht nur unser leibliches Auge, sondern berühren manchmal auch wie mit einem himmlischen Hauch die Saiten unserer Seele, daß ihre ganze Kollsharfe erklingt von Sehnsucht nach einer höheren Welt, als wir sie hier kennen. Nichts hält sie an ihrem Platze fest. Sie wandern ohne Ruh und Raft, als ob sie eine Heimat suchen, die sie noch nicht gefunden haben.

Und das erinnert uns an unsere eigene Seele. Denn wir wandern auch ohne Raft und Ruh und suchen unser Lebenlang nach einer Heimat, die wir noch nicht gefunden haben. Darum kann uns ihr Anblick, wenn wir uns einmal Zeit nehmen, zu ihnen aufzuschauen, tief ergreifen, und wir möchten ihnen dann in einem noch höheren Sinn, als es Schiller einst gemeint hat, zuzurufen:

Gilende Wolken, Segler der Lüfte,

Wer mit euch wanderte, wer mit euch schiffte!

Grüßet mir freundlich mein Heimatland.

Wer hätte nicht schon zu ihnen hinaufgeblickt, diesen himmlischen Wesen aus leichtem Duft und zartem Nebelflor, die in ihrem unirdischen Stoff den Farbenreichtum der Sonnenstrahlen auffangen und in wunderbaren Schattierungen auf die Erde hinunterleuchten lassen! Sind es flüchtige Elfen, die mit ätherischen Schwingen über der Menschenwelt dahinfliegen? Sind es gewaltige Luftschiffe, die mit mächtig aufgeblähten, goldgeränderten Segeln fernen Welten zueilen? Sind es Gedanken Gottes, die in dem nach oben schauenden Menschenkinde himmlische Ahnungen wecken?

Darf ich nicht auch einmal von den Wolken reden, wenn ich meinen Lesern das Land Jesu vertraut zu machen suche? Sie gehören doch auch zu jener Umwelt, in der er täglich gelebt hat. Sie sehen im heutigen Palästina noch genau so aus wie in seinen Erdentagen. Denn so sehr die hastende Neuzeit und die oft verrückte Mode das Land verändert haben, oft bis zur Unkenntlichkeit, ein Gebiet gibt es doch, das sie glücklicherweise nicht antasten können, das sind die unwandelbaren Züge der Natur. Unbekümmert um die kleinen nährlichen Menschen geht ihre ewig gleichgestellte Uhr ihren alten Gang weiter wie in den Tagen Jesu und Davids und Abrahams. Die Wolken fahren noch genau in derselben Gestalt über den See Genesareth und über Jerusalem und den Delberg wie vor Jahrtausenden.

Gewiß hat Jesus oft zu ihnen aufgesehen und dabei zuweilen an die schönen Bilder gedacht, in denen das Alte Testament, das Buch, in dem seine Seele daheim war, von ihnen redet. Wenn eine dunkle Wolkenwand über den Bergen Palästinas stand und in ihrem Vordergrunde die Sonne in den leise herabrieselnden Regen das wundervolle siebenfarbige Himmelstor hineinmalte, gedachte er an das Wort 1. Mos. 9: „Meinen Bogen habe ich gesetzt in die Wolken, der soll das Zeichen sein zwischen mir und der Erde. Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken.“ Wenn die leuchtenden Wolken hoch über die Berge von Nazareth ins ferne Ostland und weit darüber hinaus fuhren, dachte er wohl an den 36. Psalm: „Herr, deine Güte reicht, soweit der Himmel ist, und deine Wahrheit, soweit die Wolken gehen.“ Und wenn im Winter stürmische Wolkenheere dunkel über Kapernaum oder Jerusalem dahibrausten, mag es ihm eingefallen sein, wie der 104. Psalm

diese Wolkenmassen mit einem von den himmlischen Roffen des Windes gezogenen Wagen vergleicht, auf dem Gott über die Erde dahinfährt: „Du fährst auf den Wolken wie auf einem Wagen und gehst auf den Fittichen des Windes.“

Ich denke an jenen Aprilmorgen vor zwei Jahren in Nazareth. Ich stand frühmorgens nach Sonnenaufgang auf dem Balkon des prächtig auf der Höhe über der Stadt stehenden Hauses von Frau Pastor Müller. Ein wundervolles Landschaftsbild entfaltete sich vor meinen Augen. Drunten in der Talmulde lag die Stadt, in der Jesus seine Jugend zugebracht hat. Von der weißen Straße nach Haifa, die sich in einer gekrümmten Linie durchs Tal schlängelte, bis zu den Höhen, auf denen die Spitäler und die großen Klöster stehen, zogen sich die Häuser der Nazarener mit ihren flachen Dächern herauf. Den westlichen Hügel der Stadt, der dem Syrischen Waisenhaus gehört, krönten die Gebäude unseres Galiläischen Waisenhausleins und das zugehörige Pinienwäldchen. Ein fesselndes Schauspiel vollzog sich vor meinen Augen: die Tauwolken zogen vom Meer herüber und hüllten das ganze Land in einen weißen Schleier. Im Osten ragte nur das breite Haupt des Tabor mit seinen weißen Gebäuden über dem weißen Nebelmeer zu der unendlichen Reinheit eines wolkenlosen blauen Himmels empor. Der ganze untere Berg aber war durch die Tauwolken in einen silbernen, in der Sonne glänzenden Mantel gekleidet. Ueber die in weiter Ausdehnung zu Füßen des Nazarener Gebirges dasliegende Ebene Jesreel zogen die Nebelwolken langsam dahin wie ein wogendes Meer und bedeckten sie ganz. Ueber den mächtigen Rücken des Karmel schwebten sie herüber und trochen über Bergspitzen und Täler bis hinüber zu den blauen Bergen Gilboa, wo einst König Saul den Tod gefunden hat in der Philisterschlacht. Langsam flogen sie im Osten übers Jordantal dahin. Ueber die fast gerade, nur leicht gewellte Linie der Gebirge des Ostjordanlandes zog sich von Nord nach Süd eine ebenso gerade, schimmernde Schicht von Tauwolken.

Es war aber nicht nur ein herrliches Schauspiel für das Auge, sondern auch ein Segen für das ganze Land. Jede von den Millionen von Frühlingsblumen, Anemonen, Adonisröschen, Kamufeln, Pflanzblüten bekam ihren Morgenfrühtrunk, ohne den sie hätten verdursten müssen in der folgenden Hitze des Tages. Jeder Oel-, Feigen- und Granatapfelbaum bekam sein erfrischendes Morgenbad, so daß nachher alle Bäume trockneten, wie wenn es gegnet hätte. Ohne diesen Segen von oben würde es die Pflanzenwelt Palästinas in der Sonnenglut nicht aushalten.

Auf allen Feldern aber, die noch vom Spätregen her voll von Gräsern und Blumen standen, gingen nachher an Halmen und Blättchen Millionen von Tautropfen, in denen sich die Sonne in Regenbogenfarben spiegelte. Wie oft hat auch Jesus, als er hier seine Jugendjahre verbrachte, von hier oben aus dieses Meer von blizenden Tautropfen angeschaut, die auf einmal über der vorher so dürren Erde glänzten. Und dann mag er an jenes Psalmwort (Psalm 110, 3) gedacht haben, das dem kommenden Christus verhieß: „Deine Kinder werden dir geboren werden wie der Tau aus der Morgenröte.“ Wie hat sich doch schon bald nach seiner Auferstehung dies Wort an ihm erfüllt, als Millionen von Menschen an ihn glaubten und die schmachtende Welt aus seiner Gnadenhand den frischen Trunk aus ewigen Quellen erhielt, von dem Venau singt:

O Nacht des Mitleids und der Güte,
die auf Judäa niedersank,
als einst der Menschheit sieche Blüte
den frischen Tau des Himmels trank!

Als die Sonne höher stieg, verschwand dieses das ganze Land bedeckende Wolkenmeer spurlos. Der Silbermantel des Tabor verslog. Nur über den Bergen Gilboa gingen noch einzelne Wolkenfetzen. Aber auch sie verflüchtigten sich rasch, und bald sah man nur noch die goldblau strahlende Niefenglocke des wolkenlosen Himmels über Galiläa leuchten. Auch dies spurlose Verschwinden des im Anfang das ganze Land einhüllenden Schauspiels mag den Herrn an ein biblisches Wort erinnern haben, das erst durch ihn an seiner Gemeinde erfüllt werden sollte: „Ich vertilge deine Missetaten wie eine Wolke“ (Jes. 44, 22). Spurlos sollen sie einmal verschwinden, die Sünde und ihre Folgen, wenn sich einer Jesu zu eigen gegeben hat.

Ganz anders sehen die Wolken aus, die den großen Winterregen bringen, von dessen aufgespeichertem Wasser das Land ein Jahr lang leben muß. Da ziehen unter überaus heftigen Stürmen die blauschwarzen Wolken wie mächtige Sturmbögel über den Rücken der Berge. Die ganze Natur und Kreatur bebt unter den gewaltigen Flügelschlägen der Wolkenmassen, die in rasendem Lauf übers Gebirge nach Osten jagen. Das ist dann ein Wetter, daß man buchstäblich keinen Hund hinausjagen würde. Es ist, als ob ein ganz Gewaltiger übers Land führe. So hat es auch Jesus in jedem Winter erlebt, nicht nur in Nazareth und Kapernaum, sondern auch in Jerusalem, wo er zum Beispiel an jenem Kirchweih- oder Lichterfest am 25. Dezember (Joh. 10), dem letzten vor seiner Kreuzigung, weilte und nach ganz kurzem Aufenthalt die Stadt schleunig verlassen mußte, wahrscheinlich im Wintersturm hinaus nach Bethanien.

Besonders schön stellen sich in Palästina die Wolken in hellen Mondnächten dar. Diese sind ja insolge der Durchsichtigkeit der Luft viel heller als im Abendlande, so daß man beim Mondschein zur Not sogar lesen kann. In solchen Nächten kommen die Wolken von der Meeresebene herauf aufs Gebirge und wandern leise über die vom Mondschein verzauberte Welt. Wie von Silber gewoben schweben sie über die von milchweißem Licht übergossene Erde, als ob sie dem nachschauenden Menschenkind ein Geheimnis zu sagen hätten von einer fernen leuchtenden Welt, in welcher der Friede wohnt. —

Noch steht vor meinen Augen jener schöne Sonnenuntergang, den ich einmal in Palästina gesehen habe. Es war auf einem Ritt in die Gegend von Emmaus. In einer unbeschreiblichen Gloria lag im Westen der Himmel vor mir. Von der in der Tiefe liegenden Meeresebene aus baute sich ein goldenes, aus Wolken gebautes Tor auf, unter dem die Sonne ins Meer sank. Drunten bildeten zwei mächtige dunkle Wolken mit breiten Goldrändern auf beiden Seiten die Grundpfeiler des Tores. Darüber bauten sich auf jeder Seite purpurne Wolken in immer weitere Höhen hinauf und wölbten sich zu einem erhabenen Bogen. Darunter flammte der Himmel in blendendem Feuer. Und in diesem Feuermeer schwebten rosige Wölkchen wie Inseln der Seligen. Aber in der Mitte strahlte ein wunderbares Wolkengebilde aus purpurnen Rubinien als wäre es die himmlische Stadt. Ich stand, mein Köpfelein Falada am Zügel, auf den Felsen und konnte mich von dem Anblick kaum trennen. Ich dachte an die Offenbarung Johannis und ihre Schilderung des himmlischen Jerusalems. Und ich dachte an die leuchtende „Wolke von Zeugen“ von denen Hebr. 12, 1 spricht, die Glauben gehalten haben und nun schon längst selig daheim sind bei dem Herrn. Und wenn ich in die himmlische Strahlenburg hineinsah, war mir, als sähe ich in die obere Heimat hinein.

Und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande,
als flöge sie nach Haus.

D. Ludwig Schneller im „Bote aus Zion“ (Heft II, 1928).

Der ostmärktische Dorfkirchentag.

Vom 10.—12. September d. J. tagte der Verband ostmärktischer Dorfkirchenfreunde in dem wundervoll gelegenen Heilsberg mitten im Ermland.

Dorfkirchenfreunde? Mancher Leser wird wohl erstaunt innehalten und sagen: Davon habe ich noch nichts gehört. Und gerade der Name besagt alles. Die Mitglieder sind Freunde der Dorfkirche, sie wollen das Leben des Dorfes mit der Bottschaft der Kirche innig vereinigen. Durch Anknüpfen an das Gut der irdischen Heimat, an den Wert der eigenen Scholle, durch Vertiefung und Erinnerung heimatischer Sitten und Gebräuche sollen Heimatglaube und Heimatsinn ihre Vollendung erreichen im Glauben an die durch Jesus Christus verkündigte ewige Heimat.

Wenn auch der Verband ostpreußischer Dorfkirchenfreunde, der dem Reichsverband der Deutschen Dorfkirchenbewegung angeschlossen ist, erst einige Jahre besteht, so hat es Dorfkirchenfreunde ja immer gegeben. Es sind alle die, die aus der Verbindung von Kirche und Volk,

von ewiger Heimat und irdischer Heimat das Erstarken und Gelingen für ihr Volk erhoffen und erstreben.

Im Mittelpunkt der diesjährigen Tagung stand eine ernste Beratung über das Erntedankfest in unsern Gemeinden. Freudig wurde der Beschluß der letzten ostpreußischen Provinzialsynode begrüßt, der den Gemeinden empfiehlt: „das Erntedankfest mehr als bisher durch einen der Bedeutung des Tages angemessenen Schmuck des Altars durch Blumen und Früchte sowie durch Chorgesänge und Posaunenmusik auch äußerlich zu einem wahren Dankfest auszugestalten.“ Die ostpreußische Kirchenbehörde hatte im Anschluß an diesen Beschluß den Gemeinden empfohlen, über diese Angelegenheiten zu beraten und Beschlüsse zu fassen. Die Dorfkirchenfreunde folgten dieser Anregung und machten praktische Vorschläge.

Ausgehend von der Forderung, daß jeder Festgottesdienst seine eigene, auf ihn zugeschnittene, in den Grundgedanken feststehende Ordnung haben soll, führte Lic. Hanne-Heiligenwalde mit allem Nachdruck aus, daß beim Erntedankfest sich die feiernde Gemeinde zunächst besinnen muß auf den Dank gegen den lebendigen Gott, der ihr alles, auch das Erntegut gegeben hat, alles „aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ohn all mein Verdienst und Würdigkeit“.

Lieber Leser, wir alle müssen uns an diesem Tage darauf besinnen, daß unser Verhältnis zu dem lebendigen Gott am allermeisten durch den Mangel an Dank leidet. Wir haben uns leider daran gewöhnt, in den Dingen, mit denen wir täglich umgehen, nicht mehr Gottes Gabe zu sehen. Viele stehen auf dem Standpunkt: „Was der Mensch braucht, das muß er haben!“ Wer solcher Denkweise sich hingibt, bildet sich natürlich ein, Gott keinen Dank zu schulden. Für ihn gilt nicht mehr das Bekenntnis zum allmächtigen Schöpfer, in das wir mit Martin Luther einstimmten:

Ich glaube, daß mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele — Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne — gegeben hat und noch erhält — dazu Kleider und Schuh, Essen und Trinken, Haus und Hof, Weib und Kind, Acker, Vieh und alle Güter . . .“

Auch bei manchem Landwirt ist jenes gottverleugnende Denken eingedrungen, wenn es auch gewiß noch viele gibt, die in dem lebendigen Gott den Herrn der Ernte sehen, die da sprechen mit dem Dichter Gellert: „Dich predigt Sonnenschein und Sturm, dich preißt der Sand am Meere. Bringt, ruft auch der geringste Wurm, bringt meinem Schöpfer Ehre! Mich, ruft der Baum in seiner Pracht, mich, ruft die Saat, hat Gatt gemacht; bringt unserm Schöpfer Ehre!“

Aber schon hat hier und dort gerade mit dem Einzug der Technik eine gottfremde Gedankenwelt Einzug getan. Mancher vergißt, daß auch der Fortschritt der Technik ein Geschenk ist aus Gottes Hand; mancher meint, er habe sich seine Ernte geschaffen kraft seiner guten Maschinen, kraft seiner gebiegenen landwirtschaftlichen Kenntnisse und seiner Tüchtigkeit. Die Folge solchen gottfremden Denkens ist das Vergessen des Satzes:

„Des alles ich ihm zu danken und zu loben und dafür zu dienen und gehoriam zu sein schuldig bin.“

In solchem Denken, das vom Ich aus bestimmt wird, hat der biblische Satz keinen Sinn mehr: „Wohlzutun und mitzuteilen vergessest nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl.“ —

Das aber ist gerade der Sinn des Erntedankfestes, daß wir an diesem Tage durch die Gaben der Natur hingeführt werden zu dem Schöpfer aller guten Gaben; daß wir uns daran erinnern, daß wir Gott, dem Allmächtigen, alles schulden; daß wir von Herzen einstimmen können in das Lied:

Er gibt Speise reichlich und überall,
nach Vaters Weise sättigt er allzumal.
Er schafft früh und späten Regen,
füllt uns alle mit seinem Segen.“

Auf diesen Ton soll die ganze Erntedankfeier in Liturgie und Predigt gestimmt sein, mit solchem Glauben soll die Gemeinde das Gotteshaus aufsuchen, und diesen Glauben soll der Schmuck des Altars und der

Kirche versinnbildlichen. Nie fehle an diesem Tage in der Kirche der Erntekranz oder die Erntekrone, sie grüße jedesmal von derselben Stelle; Roggen, Gerste, Hafer, Weizen, in Garben gebunden, umrahmen den Altar; Kohl, Kartoffeln und andere Früchte bilden einen farbenfreudigen Aufbau am Fuße des Altars; Weinsaub rankt von ihm herab und Herbstblumen und obstgefüllte Schalen schmücken den von Kerzenglanz erleuchteten Altartisch. Ernst und schmucklos dringt der Kreuzigte! . . . Opfere Gott Dank und bezahle dem Höchsten deine Gelübde!!

Die Hauptsache aber ist, daß jedes einzelne Gemeindeglied in all diesen die Kirche schmückenden Erntefrüchten das unerbittliche Geschenk Gottes sieht, für das es nicht genug danken und loben kann. —

Den praktischen Niederschlag haben diese Gedanken in einer Gottesdienstordnung zum Erntedankfest mit heimatlichem Charakter gefunden, der für die Landgemeinden von Pfr. Hamne-Heiligenwalde herausgegeben ist. —

Den anderen Vortrag der Tagung behandelte Pfarrer Müller-Gr. Ottenhagen: „Die Sprache unserer Glocken und ihre Bedeutung für das Gemeindeglied“. Feierlich ist es, wenn die kleine Gebetsglocke täglich den Feierabend einläutet und zum Abendgebet auffordert; wenn sie bei jeder Bitte des Vaterunsers in der Kirche anschlägt und die ganze Kirchengemeinde mitbetet. An den Vorabenden der großen Feste und am letzten Abend im Jahr ertönen zweckmäßig alle Glocken. Es erscheint selbstverständlich, daß zu Beginn des sonntäglichen Gottesdienstes alle Glocken ertönen, von denen die kleinste das Läuten beginnt und beschließt. Tausende und Kindergottesdienst werden durch die kleine Glocke angezeigt. Am Bußtag, in der stillen Woche und zum heiligen Abendmahl ertönt die tiefste Glocke alleine.

Eine besondere Eigenart hat in manchen Gegenden das Traugeläut, es wird dort zur Trauung gebeiert, d. h. die große Glocke wird geläutet und die kleine wird dazwischen sehr schnell angeschlagen. Das soll den Ausdruck der Freude anzeigen. Beim Beerdigungsgeläut geht mancherorts nur die große Glocke und wird in Abständen von drei bis vier Sekunden angeschlagen, beim Verschidegeläut sind die drei Paußen bezeichnend. Bei Beerdigungen und Verschiden kleiner Kinder benutzt man die kleine Glocke. Es geht unter keinen Umständen an, daß beim Geläut der Glocken ein Unterschied zwischen arm und reich gemacht wird. Die Glocken geleiten jedes Gemeindeglied in gleicher Weise von der Wiege bis zur Bahre, von der Taufe bis zur Einsegnung in der kühlen Gruft. —

Umräumt war die Tagung von einer Begrüßung durch Pfarrer Hilbrand im evangelischen Gemeindehause. Im Anschluß daran führte Superintendent Grämer-Braunsberg die Teilnehmer in das Leben der evangelischen Gemeinden im Ermland ein. Der Haupttag wurde mit einer Morgenandacht eingeleitet und schloß mit einem liturgischen Abendgottesdienst. Die freudige Aufnahme von Seiten der Gemeinde, die vorbildliche Organisation durch die Männer- und Frauenhilfe zeigten das lebendige Gemeindebewußtsein, ein Vorhandensein im Glauben dieser Evangelischen in der Diaspora, wie es noch mancher Gemeinde zu wünschen wäre. Auch Du, lieber Erntedankfestleser, kannst als bewußter evangelischer Christ Dein Teil dazu an Deinem Plage tun. PaLuz, Thierenberg.

Herzogswalder Pfarrhausgeschichten.

X. Die bösen Kriegsjahre Puttlichs.

Als Nachfolger Schliepsteins zog Christian Puttlich in Herzogswalde ein, gebürtig in Mohrungen. Im Flüge eilten die nächsten drei Jahre dahin, da brach auch über unsere ostpreußische Heimat das Unwetter des Krieges herein. Die Schreckensbotschaften von den unglücklichen Schlachten von 1806, bei Jena und Auerstädt, waren Anfangs des Winters auch ins stille Oberland gedrungen. Mit banger Sorge sahen alle das neue Jahr 1907 heraufziehen. Und schon am 5. Februar weckte heftiger Kanonendonner die Kirchspielsbewohner aus ihrem ruhigen Schlaf. Zwischen Herzogswalde, Luttainen und Waltersdorf entbrannte die Vorschlacht von Preußisch-Eylau.

Auf verschiedenen Anmarschwegen rückten die Heere nordwärts. Die Brigade des preußischen Generals von

Klitzener war dabei auf die Truppen des französischen Marschalls Ney gestoßen. Klitzener war ein alter, müder General und außerdem war er taub. Es kämpften in seiner Brigade viele Rekruten aus vormals polnischen Gebieten, die erst im Jahre 1797 bei der letzten Teilung Polens an Preußen gefallen waren und die Bezeichnung Neu-Ostproußen führten. Diese polnischen Rekruten desertierten in Massen zu den Franzosen. Ehe die Winternacht sich herablenkte, war das Preußenheer in vollster Flucht. Es hatte 1500 Mann verloren, 33 Offiziere und 856 Mann gerieten in französische Gefangenschaft.

Ein Gutes hatten jedoch die Waltersdorfer Kämpfe. Marschall Ney wurde einen Tag aufgehalten und traf mit seinen Truppen zu spät zur Schlacht bei Pr. Eylau ein, so daß Napoleon aus ihr nicht als Sieger hervorging.

Für Herzogswalde begannen jetzt Schreckenstage. Plünderer überschwemmten die Dörfer. Verzweifelt ging Puttlich durchs Pfarrhaus: Alle seine Habe waren geraubt, dazu alles Kirchengeld. Dann löste eine französische Einquartierung die andere ab. Puttlichs Fürsprache ist es zu danken, daß die Gebäude im Dorf nicht angezündet wurden. Im Gespräch mit diesen Einquartierungen, unter denen auch die beiden Divisionsgenerale Lassalle und St. Hilatre waren, gelang es Puttlich, ein schärferes Bild von der Schlacht in seinem Kirchspiel zu erhalten.

Das ganze preußische Korps (unter U'Estocq) war in schwerer Bedrängnis gewesen. Es sollte sich mit den Russen unter Bennigsen vereinigen. In der Nacht zum 5. Februar befand sich das Hauptkorps bei Mohrungen, die Reitere zwischen Seubersdorf—Gallinden, die Vorpostenbrigaden lagen unter Maltzahn bei Brückendorf, unter Bülow bei Lochen und Klitzener bei Ramken. Während die Hauptteile des Korps am nächsten Morgen über Goldbach, Schwöllmen, Wusen vorgingen, blieben die Vorpostenbrigaden ohne weiteren Befehl ihrem Schicksal überlassen. — Liebstadt war von Franzosen besetzt, Marschall Ney hatte in Schlitt Meldung erhalten, die Preußen zögen links des Passargeflusses vor. Rasch war Ney bis Wuchsniz geeilt, als er von Lettau her in der Flanke angegriffen wurde. Da er aber in starker Ueberzahl war, und die Polen zu ihm desertierten, warf er die Preußen über Reichau—Willnau zurück. Eine Dragonerbrigade rollte die Linie der Fliehenden ganz auf. Ney mit dem Gros seiner Truppen eilte nach Liebstadt. —

Auf Anraten der französischen Offiziere seiner Einquartierung machte sich schweren Herzens das Pfarrerpaar persönlich zum Marschall Soult nach Liebstadt auf. Es gelang ihnen, vom Marschall einen Schutzbrief für das bedrohte Herzogswalde zu erhalten, das nun eine Zufluchtsstätte für viele Heimatlose wurde. Mitlehner und Kallister waren aus ihren niedergesengten Ortschaften schon im zeitigen Frühjahr zugekommen. Da kam die schreckliche Nacht zum 6. Mai 1807, als Liebstadt in Flammen aufging. Der Zug von dort überfüllte das arme Dorf.

Nun begann die schwerste Notzeit. Denn nach dem Brand Liebstadts zog das ganze 4. Armeekorps hier ins Quartier. Und die Pest, die rote Ruhr, kam mit. Es hub ein Sterben an wie noch nie! Die Friedhöfe langten nicht aus. Unzählige begrub man in den Gärten, auf den Aekern, hinter den Zäunen. Während sonst etwa 30 Personen jährlich im Kirchspiel starben, sind in diesem bösen Jahre 1807 im ganzen 443 Todesfälle ins Register eingetragen. 289 allein an der roten Ruhr. Am schrecklichsten hat die Seuche unter den Kindern gewüthet: im Alter von 2—5 Jahren starben 99; im Alter von 6—10 Jahren: 37; im Alter von 11—15 Jahren: 26.

Was war das für eine Notzeit! Und Trost konnte den Verzagten nicht gewährt werden. Beide Kirchen waren mit Einquartierung belegt. 6 Monate schwieg das Gotteswort im Gotteshaus zu Herzogswalde. Am 12. Juli fand in der verwüsteten Kirche der erste Gottesdienst statt. Mit Waltersdorf war es noch ärger. Wegen der Unsicherheit der Wege konnte der Prediger erst nach Verlauf von acht Monaten dorthin mit „elendem Angespann“ fahren. — Erst gegen Ende des Jahres zogen die Franzosen aus der trotz des Schutzbriefes gänzlich verwüsteten Gegend fort.

Fünf Jahre später, im Jahre 1812, bekam man sie wieder zu sehen bei den Durchmärschen und Einquartierungen der gen. Rußland ziehenden Truppenmassen Napoleons. —

Ein neues religiöses Aufleben ging durch die Gemeinden erst im Befreiungsfrühling 1813. Erfreulich stieg die Beteiligung an Gottesdienst und Abendmahl, obgleich auch Buttlich in seinen Predigten Rationalist blieb und keine Erweckung durch sie schaffen konnte.

Ein schweres Leid kam im folgenden Jahre über das Herzogswalder Pfarrhaus. Am 19. Mai starb das jüngste, fünf Jahre alte Töchterlein. Als die Kränze auf dem Grabhügel noch nicht verweilt waren, wurde dem kiebertrübten Vater die Pfarrstelle von Böttchersdorf-Allenau bei Friedland angeboten. Schwer war die Entscheidung. Hier das teure Grab der kleinen Friederike, dort aber ein sorgenfreieres Leben; hier ein Müdegewordensein in all dem Elend der Kriegszeit, dort ein neues Aufstehen.

Als wieder die Bäume sich färbten, nahm die Pfarrfamilie Abschied vom frischen Grabhügel und fuhr in den Herbstmorgen hinein, einer neuen Zukunft in Böttchersdorf entgegen.

Kalenderbrief.

1. Oktober: Joh. Briesmann † 1549.
2. Oktober: Hindenburg 1847.
3. Oktober: Chr. v. Schmidt † 1854.
4. Oktober: Th. Fliedner † 1864.
5. Oktober: Paul Fleming 1609.
6. Oktober: Heinrich Albert † 1651.

Mein lieber Willfried!

Heute habe ich für unsere Namenstafel drei Männer, die für unser engeres Heimatland viel bedeutet haben und bedeuten. An die erste Stelle dürfen wir dankbar den Namen unseres Landsmanns, des jetzigen Reichspräsidenten von Hindenburg setzen. Er steht heute, wie er sein ganzes Leben als Dienst für sein Volk angesehen hat, mit seinen 81 Jahren immer noch in strenger Pflichterfüllung am großen Werk des Wiederaufbaus unseres Volkes. Die ruhige Sachlichkeit, die sich von der Aufgeregtheit der Umgebung nicht beirren läßt, ist diesem deutschen Mann bis heute geblieben. Frei von allem eigensüchtigen Streben ist er zu jedem Opfer für sein Volk bereit. Hell und rein leuchtet sein Vorbild in unsere Zeit, die in der Anbetung des eigenen Ichs, Pflicht und Opfer verlernt hat.

Die beiden andern Männer, die etwas für unsere Heimat bedeutet haben, sind zwar ihrer Geburt nach keine Ostpreußen. Johann Briesmann stammt aus Mitteldeutschland. Auf Luthers Veranlassung wurde er 1523 nach Königsberg berufen. Hier hatte er, unter großem Einfluß auf die Gebildeten, ein Hauptverdienst an der Einführung der Reformation in Ost-Deutschland.

Heinrich Albert stammt aus dem sächsischen Vogtland und war Dom-Organist in Königsberg. So manches Lied hat ihm die Singweise zu verdanken. Ja, er ist selbst ein guter Dichter heute noch gesungener Kirchenlieder. Du kennst von ihm das Morgenlied: „Gott des Himmels und der Erden“, und das Sterbelied: „Einen guten Kampf habe ich auf der Welt gekämpft“. Nach Albert's Tod versiegte der Liederquell, bis er mit Hiller, von dem ich Dir letztesmal erzählt habe, von neuem anbrach.

Zu den letzten Dichtern vor dem Versiegen des Quells gehört Paul Fleming der bedeutendste deutsche Lyriker neben Simon Dach in jener Zeit. Seine geistlichen und weltlichen Gedichte sind von ursprünglicher Frische und Wahrheit. Fleming selbst war eine kraftvolle Persönlichkeit, ein Christ und Protestant von echter Frömmigkeit. Noch lebt in der evangelischen Gemeinde sein Lied: „In allen meinen Taten“.

Von Christoph von Schmidt haben wir als Kinder oftmals Geschichten ausgetauscht. Erinnerst Du Dich noch daran, wie manchemal wir am Nachmittag füreinander nicht zu sprechen waren, wenn ein neues Buch von Schmidt in unsere Hände gekommen war? Es waren keine sonderlich tiefen Bücher; die Anwendung der Geschichte trat oft sehr deutlich vor Augen: Die Frommen haben es gut, die Gottlosen haben es schlecht. Aber gerade das hat uns ja in unserer Kindheit so angezogen, unser

Gerechtigkeitsempfinden wurde durch diese Bücher befreit und wir liebten sie, weil es immer zu einem guten Schluß kam.

Der Name Fliedner hat in evangelischen Landen einen guten Klang. Drei Söhne der Familie Fliedner führen heute das evangelische Werk im stockatolischen Spanien. Sie sind Enkel des großen Theodor Fliedner, des Begründers von Kaiserswerth. Als Pfarrer der kleinen evangelischen Minderheit in Kaiserswerth am Rhein hatte er Zeit, sich um die Gefangenen in den Düsseldorfer Gefängnissen zu kümmern. An der Tür zwischen den Schlafsälen der Männer und Frauen hielt er seine Predigten. 1826 wurde auf seine Anregung hin die erste Gefängnisgesellschaft gegründet. Entlassene, weibliche Strafgefangene nimmt er bald in sein Gartenhaus auf. Daraus entwickelte sich eine Anstalt. Dazu gründete er 1836 das weltbekannt gewordene Diakonissenhaus in Kaiserswerth, das heute fast 2000 Diakonissen in seinem Dienst hat. Er gründete ferner eine Kleinkinderschule, ein Lehrerinnenseminar, ein Waisenstift, eine Diakonenanstalt. Er errichtete das Waisenhaus Zoar in Palästina. Er muß ein Mann von seltener seelsorgerischer Art gewesen sein, der in sich jene seltsame Mischung von männlicher Kraft und liebevoller Zartheit vereinigte, die ihn zur Leitung des Diakonissenwesens hervorragend befähigte. Die letzten Jahre seines Lebens hat er lungenkrank nur noch unter großen Qualen arbeiten können. Es soll ihm nie vergessen werden, daß, als unser Volk nach dem Kriege von 1870 reich zu werden begann und neben dem äußeren Glanz sich schon viele Schatten zeigten, daß jener Pfarrer am Niederrhein ihm gezeigt hat, was für ungeheure Kräfte an Opfermut, Liebe und Mitleid die evangelische Frauenwelt im Dienste unseres Heilandes zu entsalten vermag. —

Es wird Dich besonders freuen, zu hören, daß manches von dem, was ich in den Kalenderbriefen geschrieben habe, auf ein Buch Fliedners zurückgeht. Er hat ein Buch „Die Märtyrer und andere Glaubenszeugen der evangelischen Kirche“ erscheinen lassen, worin er für jeden Tag ein Christenleben schildert. Das Buch hat mir viel Freude gemacht. Durch die „Kalenderbriefe“ möchte Dir

Dein Gottfried etwas von dieser Freude geben.

Bibellestafel.

Erntedankfest, den 30. September 1928.

Evangelien: Luk. 12, 15—21 und Joh. 6, 24—29; Episteln: Psalm 145, 15—21 und 2. Kor. 9, 6—11; Altes Testament: Psalm 34, 2—9.

30. Sept. Psalm 136. Dankbare Herzen.

1. Okt. Phil. 3, 12—14. Ich jage nach dem Ziel.
2. Okt. Phil. 3, 15—21. Des Christen Heimat.
3. Okt. Phil. 4, 1—9. Des Christen Charakter.
4. Okt. Phil. 4, 10—23. Des Christen Kraft.
5. Okt. Apg. 14, 19—28. Fruchtbare Trübsal.
6. Okt. Apg. 20, 17—38. Gesegneter Abschied.

Mitteilungen.

Das ländliche Volkshochschulheim Carlshof bei Rastenburg Ostpr. eröffnet Anfang November den achten Winterlehrgang für junge Männer im Alter von 18 Jahren aufwärts. Die Unterrichtsfächer sind: Lebenskunde und Religion, deutsche Literatur und Grammatik, Geschichte, Heimatkunde, Volkswirtschaft, Staatsbürgerkunde, Landwirtschaft, Rechnen und Buchführung, Gesundheitslehre, Gesang, Turnen. Einige Plätze für den nächsten Lehrgang können noch besetzt werden. Schnellige Anfragen und Meldungen (mit Lebenslauf, Schulzeugnis, Bescheinigung eines Pfarrers über den Lebenswandel) sind zu richten an den Ostpr. Provinzialverein für Innere Mission in Königsberg i. Pr., Tragheimer Pulverstraße 32. Nähere Auskunft erteilen gern die Pfarrämter. — Für den Aufenthalt im Heim, für Verpflegung und Unterricht sind monatlich 50 Mk., also für den ganzen Lehrgang, der 4 Monate (bis etwa Mitte März 1929) dauert, insgesamt 200 Mk. zu zahlen. Die Zahlung geschieht in monatlichen Vorausraten, beginnend am Anfang des Lehrgangs. Mitzubringen sind ein Arbeits- und ein Feiertagsanzug, die notwendige Wäsche und Bettwäsche, 2 Paar Schuhe und (d. h. nur, wer solches schon besitzt) Handwerkszeug und Musikinstrumente.

Die Ev. Frauenhilfe Ostpreußens eröffnet Anfang Oktober einen neuen Lehrgang in ihrer Haushaltungsschule für junge Mädchen in Königsberg Pr.-Zuditten. Auskünfte erteilt das Büro der Ostpr. Frauenhilfe in Königsberg Pr., Rheinstr. 18. Meldungen, die sofort erfolgen, können noch berücksichtigt werden.

Nachrichten aus unserm Elbinger Kirchenkreis.

Am Sonntag, den 14. Oktober, abends 7 Uhr feiert der Elbinger Jungfrauenverein zu Heil. Dreikönigen sein 46. Jahresfest im großen Saal des Erholungsheims. Zum Vortrag kommen: Chorgesänge, Ansprache, eine Aufführung in 5 Akten und Lautenchor. Es ladet herzlich dazu ein
Der Jungfrauenverein zu Heil. Dreikönigen.

Bahnhofs-Mission.

Die Arbeit der Bahnhofs-Mission ist bisher nicht unbemerkt geblieben. Die Tätigkeit der Mission erstreckt sich vornehmlich auf die reisende Jugend. Jugend ist auf Reisen vielen Gefahren ausgesetzt. Vor allem sind ländliche Jugendliche oft ein Opfer ausbeuterischer Elemente der Großstädte geworden. Selbst in der Eisenbahn versuchen solche Leute sich an unerfahrene Jugend heranzumachen, um sie auszunutzen. Ein etwas selten vorkommender Fall sei hier erwähnt. Einige junge Mädchen reisen von Ostpreußen nach Berlin. Sie waren recht vergnügt bis auf eins, das von Zeit zu Zeit ihr Geld zählte; denn im Abteil stand zu lesen: „Vor Taschendieben wird gewarnt.“ Diese Gelegenheit mußte ein gerissener Mann auszunutzen. Nachdem das Mädchen kurz vor Berlin nächstmal sein Geld gezählt hatte, sagte der Mann zu ihr, daß er beobachtet habe, daß sie einen falschen Zwanzigmarsk-Schein habe, doch sei er bereit, den Schein gegen Hartgeld einzuwechseln. Das geschah, und als das Mädchen in Berlin eine Vorortkarte löste, gab ihr der Beamte das Geld nicht mehr zurück. Nun sah sie ein, daß sie trotz ihrer Vorsicht doch nicht vorsichtig genug gewesen war. Ähnliche Fälle geschehen fast täglich. Diesen und vielen andern Jugendgefahren tritt die Bahnhofs-Mission entgegen. Viel Not ist gesteuert und manche Jugendliche vor dem Schwersten bewahrt worden. Alljährlich wird zur Förderung der Arbeit eine Sammlung auf den Bahnhöfen der Reichsbahn und Bahnhöfen anderer Eisenbahngesellschaften veranstaltet. Die diesjährige Sammlung fand am 15. und 16. Sept. statt. Mitglieder der evangelischen Jugendvereine stellten ihre Kraft in den Dienst der Sache. Die Sammlung brachte ein Ergebnis von 118,70 Rmk. Allen freundlichen Gebern herzlichen Dank. Weitere Gaben werden vom Vorsitzenden der Ortsgruppe Elbing, Fr. Tiemann, Herrenstr. 14, entgegengenommen.

Heydeck, Jugendsekretär.

Fr. Mark.

Der Sonntag am 30. September ist nach dem Kalender wohl Erntedankfest, doch werden wir in unserer Gemeinde das Erntedankfest erst an einem Sonntag im Monat Oktober feiern, um das Fest in würdiger Weise in der Kirche begehen zu können. Das Nähere wird noch im Gemeindeblatt bekannt gegeben.

Die nächste Versammlung des Cv. Jungmännervereins findet am Sonntag, den 7. Oktober statt.

Am Sonntag, den 30. September 2 Uhr nachmittags Versammlung des Cv. Jungmädchenvereins in Fr. Mark.

Bezüglich der im November stattfindenden Wahlen zu den kirchlichen Körperschaften (Gemeindefkirchenrat und Gemeindevertretung) wird hiermit folgendes bekanntgegeben:

Der Gemeindefkirchenrat fordert hiermit zur Einreichung von Wahlvorschlägen auf. Die Wahl erfolgt nach den Grundsätzen der Verhältniswahl, wenn mehr als ein gültiger Wahlvorschlag eingeht. Geht nur ein gültiger Wahlvorschlag ein, so gelten die auf dem Wahlvorschlag Genannten in der festgesetzten Zahl nach der Reihenfolge ihrer Benennung als gewählt.

Wahlvorschläge sind spätestens am Sonntag, den 23. Oktober beim Vorsitzenden des Gemeindefkirchenrats einzureichen. Die Wahlvorschläge müssen von mindestens 20 wahlberechtigten Mitgliedern der Gemeinde unterzeichnet sein. Erklärungen der Vorgesetzten über ihre Zustimmung zur Aufnahme in den Wahlvorschlag sind beizubringen.

Wahlvorschläge können verbunden werden. Die Ver-

bindung muß von den Unterzeichneten spätestens am Sonntag, den 4. November beim Gemeindefkirchenrat schriftlich erklärt werden. Sowohl die Vorgesetzten wie auch die Unterzeichneten der Wahlvorschläge müssen in der Wählerliste eingetragen sein. Zu wählen sind sechs Älteste und 24 Gemeindeverordnete.

Der Gemeindefkirchenrat.
Holland, Pfarrer, Vorsitzender.

Reuheide.

9,30 Uhr Erntedankfestgottesdienst; darauf Beichte und Abendmahl, 11,30 Uhr Kindergottesdienst.

Getauft: 2 Mädchen.

Getraut: Arbeiter Friedrich Wilhelm Vaaser in Moosbruch mit dem Hausmädchen Margarete Grunenberg in Rogatau.

Gestorben: 17. 9. Rentiere Wilhelmine Mertens geb. Kopp aus Grunau, 80 Jahre alt, beerdigt 21. 9. — Hebräer 4, 9. —

Vom 1. Oktober ab wird nach jedem Gottesdienst Beichte und heiliges Abendmahl gefeiert.

Am Montag, den 1. Oktober nachm. 3 Uhr Monatsversammlung des Gemeindefkirchenrats im Pfarrhause; um 5 Uhr versammelt sich die Frauenhilfe im Vereinslokal. —

Am Sonntag, den 7. Oktober nachm. 2 Uhr Gottesdienst in Wolfsdorf-Rogat. —

Der evangelische Hauskalender für die Ostmark für 1929 ist im Pfarramt und beim ersten Kirchendiener für 50 Pf. zu haben.

Unzufriedenheit.

Unzufriedenheit ist ein weit verbreitetes Laster. Wo der Grund nicht zu suchen ist, erzählt ein hübsches Märchen: Ein Bauersmann mühte sich mit Pflügen ab und schalt weiblich über den steinigen Acker. Da kam ein fremder, geheimnisvoller Wanderer und suchte ihn zufriedenzustellen. Er nahm ihm den Pflug aus der Hand und zog die schönsten Furchen. „Wäre schon recht, meinte der Bauer; aber jetzt fehlt mir das Saat Korn.“ „Hier ist es, lauter erlesener Samen!“ sagte der Fremde, und im Nu war es ausgesät. Jetzt wird der Regen die Saat verderben oder die Sonne sie verbrennen.“ „Nun, da sind zwei Schachteln, eine mit Regen und eine mit Sonnenwärme; da könnt ihr nach Belieben abwechseln,“ lautete die Antwort. Wirklich stand auch das Korn zur Erntezeit prachtvoll da. Da kam der Fremde wieder und fragte: „Seid ihr jetzt zufrieden?“ „Ach was,“ lautete die Antwort, „wenn's so viele Frucht gibt, dann gilt sie nichts.“ „Aber in der euren sind ja lauter Goldkörner“ entgegnete der Fremde, zerrieb einige Körner, blies die Spreu weg und gebiegenes Gold glänzte in seiner Hand. „Wie wird mich da der Jud beschummeln, wenn ich das Gold einwechseln lassen will!“ rief nun das Bäuerlein aus. Zufrieden war es immer noch nicht. — Selten liegt der Grund der Unzufriedenheit in dem widrigen Geschick, das uns betroffen hat, meistens aber zeigt die Unzufriedenheit an, daß in unserer Seele etwas nicht in Ordnung ist.

Himmelblau.

Ach! Zwischen Wolken trüb und grau
Ein Stückchen klares Himmelblau,
Das gibt ein tröstlich Blinken,
Ich blicke unverwandt hinein
Und möchte gern den blauen Schein
Tief in die Seele trinken.
Ich seh' es ja mit Augen klar,
Blau ist der Himmel immerdar,
Trotz allen Wolkenflöhen;
Und endlich bricht der Morgen an.
Wo keine trübe Wolke kam
Den freien Ausblick stören.

Unt'wegs.

Es ist nicht die Aufgabe des Christen, großartig zu reden über Lehren, sondern immerdar mit seinem Geiste große Taten zu tun.
Huldreich Zwingli.

Der Glaube ist „Immer-Ruh“. Er hat aber eine Tochter, die Liebe, die heißt „Nimmer-Ruh“.

E. von Baer.